

Die Rätselhaftigkeit der Dinge

Mireille Blanc lässt in ihren Gemälden, die jetzt in Münchenstein zu sehen sind, vieles offen. Gerade das macht sie stark.

Florian Oegerli

Eine Mandarinenschale schrumpelt vor sich hin. «Emerging Artist», prangt auf einem zerknitterten T-Shirt voller Farbflecken. Blassrosa Blumen drohen über einem Laptop zu welken anzufangen. Die Ölgemälde von Mireille Blanc wirken aus dem Alltag gerissen: scheinbar beiläufig, irritierend präzise. Auf den zweiten Blick wird dieser Alltag schief. Das T-Shirt ist überlebensgross gemalt. Ein Maskengemälde entpuppt sich als Mise en abyme, als Bild im Bild: Es zeigt eine abgemalte Fotografie.

In der Ausstellung im Kunsthaus Baselland treffen die Gemälde der Französin auf die Arbeiten der libanesischen Künstlerin Tamara Al-Samerraei. Beide Künstlerinnen setzen sich mit Innenräumen auseinander. Mit stierem Biedermeier hat das nicht zu tun. Dafür mit der Frage, wie Erinnerungen an Details haften bleiben. Im Fall von Al-Samerraei etwa an die Einrichtung ihrer Ateliers. Immer wieder musste sie diese Rückzugsorte aufgeben, die im Libanon alles andere als selbstverständlich sind. Das «Zimmer für sich allein», für die Schriftstellerin Virginia Woolf einst Grundbedingung für das künstlerische Schaffen, bleibt hier ein brüchiger Zustand.

Fasziniert von der Tücke des Details

Auch bei Blanc verliert das Persönlichste seine Selbstverständlichkeit, wird flüchtig. Die Künstlerin fotografiert ihren Alltag, um diese Fotos Jahre später mit schwerer Ölfarbe neu zu interpretieren. Ihre Gemälde bilden keine



Mysteriöser Alltag: Mireille Blanc vor ihrem Werk «Mountain».

Bild: Andres Donadio

Gegenstände ab, sondern Abbildungen von Gegenständen: Aus einem aus der Hüfte geschossenen Foto wird geronne-

ne Zeit, unscheinbare Details werden riesengross. Überhaupt sind Details tückisch. «Sie schärfen den Blick, zu-

gleich verlieren wir durch sie den Fokus auf den Kontext», sagt Blanc beim Rundgang durch die Ausstellung. Das er-

«Ich erzähle keine Geschichten.»

Mireille Blanc
Künstlerin

innert daran, dass man der Welt kaum je objektiv begegnen kann. «Mich interessiert der rätselhafte Aspekt der Dinge», so Blanc. Ein Pullover mit der Aufschrift «Mountain» wird zur Erinnerung an einen zentralen Moment in einem fremden Leben, für immer unentschlüsselbar. Andere Werke wirken wie der Moment nach einer Party: etwa die Keramik «Cake», ein Teller mit erloschenen Kerzen und den Überresten eines Kuchens.

Wenn Farbschlieren wie ein Tatort wirken

Oft wählt die Künstlerin Bildausschnitte, in denen das Zentrale fehlt oder an den Rand gedrängt ist. «Ich erzähle keine Geschichten», sagt Blanc, «und ich arrangiere meine Motive nicht bewusst.» Ihre Gemälde sind Stillleben, die diesen Begriff ernst nehmen: Das Leben steht still und wird dadurch überhaupt sichtbar.

Wo Blanc fokussiert, lässt Al-Samerraei los. Auch ihre Bilder handeln vom Flüchtigen.

Doch anders als ihre Kollegin nähert sie sich diesem über Leere, Auslassung und Atmosphäre. Mehrere Gemälde zeigen ehemalige Ateliers, lichtdurchflutete Räume mit Blick ins Grüne. Die Künstlerin malt auf rohem, ungespanntem Leinen. Erst nach dem Malen wird der Stoff auf eine grössere Leinwand aufgezogen. So bleiben an den Rändern weisse Flächen, die das Bild rahmen. Zugleich verläuft die Farbe in Schlieren über das Werk. Ein Hinweis auf die Gemachtheit des Bildes und darauf, dass in jeder Erinnerung mindestens ebenso viel Erfindung mitschwingt.

Wie Blanc stützt sich Al-Samerraei bei der Arbeit auf Fotografien, auch auf Aufnahmen eigener, früherer Werke. Zwei Werke bilden die Spuren ihrer Arbeit an Atelierwänden ab: Farbschlieren verraten, wo einst ein unfertiges Gemälde hing – wie die Umrisszeichnung einer Leiche am Tatort. Eine «Archäologie des Studios» nennt ihre Kollegin Blanc das beim Rundgang.

An die Vernissage konnte Tamara Al-Samerraei nicht anreisen, der Flugraum über dem Libanon war gesperrt. Dennoch, sagt Kunsthausdirektorin Ines Goldbach, seien ihre Bilder keine düsteren Rückzugsorte, sondern Öffnungen nach aussen.

Trotz des extrovertierten Gestus ist «Sounding the Interior» eine leise Ausstellung. Sie zeigt zwei Weisen des Erinnerns – und erinnert zugleich daran, wie wenig sich wirklich festhalten lässt.

«Sounding the Interior»

Kunsthaus Baselland, bis zum 3.5. www.kunsthautbaselland.ch

Warum ein Ja zur Halbierung die Musikszene hart treffen würde

Die Gäste von «SRG diskutiert» sangen in Basel ein Loblied auf das Radio – und warnten vor den Folgen einer Kürzung der SRG-Mittel.

Kathrin Signer

Man hätte sich mehr Andrang gewünscht für den Anlass. Doch wer ihn verpasste, sass womöglich stattdessen im Gare du Nord oder im Bird's Eye, bildete sich im Literaturhaus weiter, unterhielt sich beim Mimösl oder Pfyyferli. Das Parallelprogramm in der hochfrequentierten Basler Kultur war am Dienstagabend schlicht zu üppig. Genau so wie dem Podium der SRG Region Basel dürfte es jedem Audioformat gehen, das derzeit in den prall gefüllten Äther gesendet wird: Wer nicht SRF 2 hört, hat vielleicht FM1 laufen, streamt Spotify oder legt sich aus Protest eine Platte auf. Je zahlreicher das Angebot, desto eher verlaufen sich die Zuhörenden.

Ihren Weg in die Kuppel Basel fanden wenigstens rund fünfzig Personen, dazu vier eloquente Talkgäste, die sich während einer Stunde an eine Bestandsaufnahme des Musikhörens wagten. Sprich: Welche

Bedeutung hat die SRG im Streaming-Zeitalter für die Hörschaft? Und welche für die Musikszene?

Der Algorithmus kennt keinen ungeraden Takt

Zu deren Vertretenden zählten die Musikerin Jasmin Albash sowie der Musikveranstalter Jeroen van Vulpen, Theresa Beyer repräsentierte die SRG als Leiterin der SRF-2-Musikredaktion. Neben Moderator Eric Facon

fungierte Benjamin Gut als Mittelemann, Toningenieur und Jurist bei der Suisa. Zu schlichten gab es wenig, die Einigkeit stellte sich von allein ein. In Kürze: Ohne Radio geht es nicht. Oder zumindest nicht besser.

«Wir generieren nicht Content, sondern Kunst», sagte van Vulpen und plädierte für ein kuratiertes Radioprogramm, für den Menschen hinter dem Mikrofon. Kritik bekam der überflutende Stream generischer Songs

ab: Ist der Kunde nämlich erst König seines Streaminguniversums, stehen keinesfalls mehr Experimente auf dem Spielplan.

«Die SRG muss sich nicht den Marktlogiken beugen», sagte Benjamin Gut und sprach sich so gegen die profitgierigen Megafirmen aus – und für die gebührenfinanzierte Unabhängigkeit der SRG. «Wir verpflichten uns per Leistungsauftrag zur Förderung von Schweizer Musik», ergänzte Beyer und wies

damit auf den blinden Fleck des Algorithmus hin: Spotify sind die Schweizer Musikschaffenden herzlich egal.

«Extreme Einbussen für Musikschaffende»

38 Prozent aller gespielten Songs auf den SRG-Sendern kommen aus der Schweiz, so Beyer. Auf SRF 2 seien es sogar 46 Prozent. Davon profitieren die Musiker nicht nur puncto Sichtbarkeit: Gemäss Benjamin Gut überweist die SRG der Suisa-Gesellschaft allein für das Radio jährlich 18 Millionen Franken für die Vergütungen von Urheberrechten.

«87 Prozent davon fliessen zurück an die Rechteinhaber», erklärt Gut und liefert damit nicht nur ein griffiges Argument gegen die Halbierungsinitiative, sondern adressiert auch erstmals den «Elefanten im Raum». Am 8. März stimmt die Schweiz über die Volksinitiative «200 Franken sind genug!» ab, die fordert, die Medienabgabe von 335 Franken auf 200 Franken

pro Jahr zu senken und Unternehmen gänzlich von der Abgabe zu befreien. Ein Ja an der Urne, so Gut, hätte gerade auch für Schweizer Musikschaffende «extreme Einbussen» zur Folge.

Es liegt indes nicht nur an der politischen Aussicht, dass der Abend eher nostalgisch endet. Sondern auch an den Widersprüchen, die sich selbst mit geballter Fachkenntnis nicht auflösen lassen: 98 Prozent der Schweizer Bevölkerung hört Musik, doch das Radio serbelt. Seit 2016 geht es mit dem Musikmarkt bergauf, doch die Musikschaffenden leben prekär. Und: Selbst radioaffine «Audio-Ultras» haben daneben meist ein Spotify-Abo für 13 Franken pro Monat.

«Das Rad der Zeit kann man nicht zurückdrehen», schloss Facon nach einer Stunde reger Bemühung, es doch wieder ins Rollen zu bringen. Es machte keinen Wank, das störrische Teil. Fazit: Früher war doch vieles besser, vor allem das Streaming, das es noch nicht gab.



Diagnostizieren eine Verflachung des Musikkonsums: Eric Facon, Theresa Beyer, Jeroen van Vulpen, Jasmin Albash und Benjamin Gut (von links)

Bild: Kenneth Nars